

Des Volkes Dank

Autor(en): **Bächtiger, Joseph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **5 (1919)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 26. Jahrgang.

Sür die
Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Trogler, Prof., Luzern, Willenstr. 14

Beilagen zur Schweizer-Schule:
Volksschule — Mittelschule
Die Lehrerin

Druck und Versand durch die Geschäftsstelle
Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.

Inseratenannahme
durch die Publicitas A.-G., Luzern.

Jahrespreis Fr. 7.50 — bei der Post bestellt Fr. 7.70
(Chez IX 0,197) (Ausland Portozuschlag).

Preis der 32 mm breiten Colonelzeile 25 Rp.

Inhalt: Des Volkes Dank. — Nochmals Besoldungsfragen. — Himmelererscheinungen im Monat Oktober. — Totentafel. — Ein Höhenflug. — Schulnachrichten. — Stellennachweis. — Inserate.
Beilage: Volksschule Nr. 19.

Des Volkes Dank.

Skizze von Joseph Bächtiger.

(Nachdruck ohne Erlaubnis nicht gestattet.)

Jrgendwo liegt ein Bergbauerndorf. Die Kirche steht breit und behaglich im Grund. Ein trutziger Turm trägt ein schweres Geläut, dessen Klänge das ganze Tal ausfüllen. Um die Kirche haben sich sonnige Häuser geschart; mehr als eines von ihnen trägt den Stempel der Wohlhabenheit seiner Bewohner aufgedrückt. Von den Bergen fließt der Segen ins Tal. Die Halben sind wohl steil, aber fruchtbar, sonnig und grasig. Von ihnen herab tragen die Sennen und Aeppler die würzigste Milch, den fettesten Käse und glänzende, goldgelbe Butter. Der braune, wohlgenährte Viehschlag gilt auf den Märkten und in die Metz mehr als die Tiere des flachen Landes. An der untersten Sonnenhalbe wächst auch Obst, Aepfel mit roten Backen und schwellende Birnen. Die Bergleute, die da wohnen, sind hochgewachsen, sehnig, kräftig und gesund. Sie gleichen nicht den sonnenarmen Gesichtern der Arbeiter in den dumpfen Werkstätten und Fabrikräumen und haben auch kein Verständnis für deren Arbeit. Weil der Erwerb an den Berghalden hart errungen werden muß, hängen die Bergler stark am Erworbenen und verschnüren den Beutel mit dem Gewinn drei- und vierfach. Da kommt man nicht gut an, wenn man neue Steuern von ihnen verlangt. Unter ihnen

ist der Mann der tüchtigste Beamte, der am wenigsten Geld für die Gemeinde braucht.

Die Kriegstage sind vorbei. Eine neue Zeit pocht an die Türen. Wenn's nicht zu seinem Vorteil ist, hört der Bergbauer nur schwer und notgedrungen ihren Ruf.

Am Fenster des Schulhauses liegt in den Rissen des Lehnstuhles der ergraute Lehrer. Seitdem Tag um Tag goldene Sonne über der Welt glänzt, hat der Arzt ihn an das Fenster gewiesen, wo den sonst leicht Fröstelnden wohlige Wärme umfängt. Der Doktor hat ihm das Leben abgesprochen, aber Licht und Sonne wirken noch einmal Wunder und gewähren ihm eine längere Frist auf Erden, als es in dem Konsultationsbuche des Mediziners steht. Es ist etwas verdorben und auseinander in seinem Leibe, und das kommt nimmer zurecht. Was ist aus ihm, dem einst so kräftigen Manne, dem frohen und zufriedenen Menschen geworden? Ein abgemagerter Schatten, eine blasse, gelbe Ruine, ein von Schmerz und Gram durchwühlter Körper . . .

Heute ist Sonntag.

An diesem Tage ging er jeweilen mit williger Freude auf den Chor, um dem Herrn zum Lobe auf der Orgel zu spielen und die Sänger zu dirigieren. Man sprach

rundum im Lande mit Anerkennung davon, daß im Bergbauerdorfe zum Lobe Gottes gut gesungen werde, mit kräftigen, gesunden Stimmen, an denen der Lehrer schulte und feilte. Ihm selber hüpfte das Herz im Leibe, wenn Melodie und Harmonie wohl gelangen.

Nun bannt ihn die Krankheit schon Monat an Monat an sein Schulhaus, und das Weh zerreißt seine Seele, wenn er die Stimmen seiner Sänger in der Kirche drüben hört, weil er nicht hingehen und nicht mit-singen kann . . .

Wie er heute so zuhört, blüht ihm ein Gedanke durch den Kopf: Er hat sich eigentlich in seinem Werk aufgerieben. Diese Erwägung kommt ihm heute das erstemal; niemand hat's ihm gesagt und nirgends hat er's gelesen. Es kam mit einemmal und von ungefähr und war nicht mehr zu verscheuchen. Jahrelang hatte seine Schule über hundert Kinder gezählt; er denkt an die müde Stimme, mit der er nach der Schule zum Essen ging; er erinnert sich der langen Korrekturstunden beim flackernden Dellecht; er fühlt noch den Unmut und den Aerger nach, den auch das sonnigste Gemüt nicht immer zu bannen vermochte, und heute weiß er's noch ganz genau, wie er sich, wegen seines kärglichen Lohnes und der vielen hungerigen Mäuler um den Tisch, manches, ja sehr viel versagen und absparen mußte, was ihm wohlbekommen wäre und ihn gestärkt hätte. Und der Staub, der sich in seine Lunge verhoct hatte, damals, als er jahrelang darum kämpfte und bat, bis der schrundige, zerfaserte, tannene Schulzimmerboden durch einen neuen ersetzt wurde. Dann die nächtlichen Fortbildungsschulstunden, da man doch schon vordem müde war, die vielen Proben, die von der Stimme den letzten Rest forderten, des Männerchors, des Kirchenchors, der Musikgesellschaft; weiter alles das, was ihm von der Schützen-gesellschaft, von der Feuerwehr, von Theater spielenden Vereinen aufgebunden wurde. Ueberall wollte man den Lehrer haben; überall war er der Nothelfer. Es war im Bergbauerdorf schon immer so gewesen: Um einen Napoleon im Jahre bürdete man dem Lehrer irgend ein öffentliches Aktuariat auf; hin und wieder vermehrte das Feld-messen das Einkommen, und bei Menschen- und Viehzählungen bekam auch der Herr Lehrer seinen Kreis.

Wo er nur die Kraft dazu hernahm? So viele Jahre!

Und er hatte seine Schule recht und gut geführt. Der sieche Körper im Lehrstuhle reckt sich bei diesem Gedanken hoch. Ohne Mahnung und Warnung ist's die vielen Jahre durch gegangen. Dort in der Schublade wohlversorgt liegende Visitations-berichte, die Jahr um Jahr anerkennen, bald von einem Arzt, bald von einem Geistlichen, auch von einem Altlehrer, daß er seine Pflicht getan habe.

Aber mit den Jahren wurde er müder. Immer mehr, je öfter die Blätter gewechselt hatten.

O, diese Müdigkeit! Fene gar, nach einem langen, harten, anstrengenden Winter! Und da gab es noch Leute, die ihm die Ferien mißgönnten! Oft verlagte er sich einen notwendigen Spaziergang, um nicht den Leuten bei der Arbeit vorbeizulaufen . . .

Diese Müdigkeit! Sie ist der Vorläufer der Krankheit, und diese ist nun da. Und keine Rettung gibt's mehr.

Solch einem absterbenden Lehrer winkt eine Pension, aber die ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben.

Und der gepeinigste Mann in den Rissen seufzt: „Lehrerschicksal!“

Aber er hat ein frommes und kindliches Gemüt. Eine Weile nur plagt ihn dieser Gedankengang. Wenige Minuten sind's nur, die er so rasch durchdacht hat. Dann schüttelt er alles ab. Erst so recht in Leiden und Krankheit fühlt der Mensch, daß er nicht verlassen ist, wenn sich auch die Welt immer mehr von ihm zurückzieht. Einer ist's, der alles lohnt, jeden Schritt, jeden Atemzug, jeden Herzschlag, jeden Federstrich, jede Plage und Sorge und alles geduldige Aussharren: Der Allgütige und Barmherzige! Nicht jede Arbeit lohnt die Welt, und so lohnen kann der Mensch nicht, wie's der Ewige vermag . . .

Nun ist der Gottesdienst beendigt.

Aus den Kirchenthüren drängt das Volk, zerstreut sich auf den Friedhof, wo die Leute vor den Gräbern weinen und beten. Die Frauen treibt's heim, den Mittagstisch zu richten. Die Männer stehen auf dem Platz zusammen; sie stecken sich ein Kraut an. Andere machen sich ins Wirtshaus.

Das sind die zwei Generationen, die der Lehrer unterrichtet hat. Die Jungen da drunten und die noch nicht ergrauten, kräftigen Männer auf dem Plage draußen. Welch ein großes Maß von Sorge und Liebe liegt in einer solchen Arbeit!

Da läutet die große Glocke . . .

Es findet noch eine Gemeindeversammlung statt. Eine Schulgemeinde. Und die hat just des Lehrers Arbeit zu schätzen und zu wägen und ihm einen gerechten und verdienten Lohn auszusetzen.

Die Kirche füllt sich noch einmal. In den Bänken sitzen die Männer und lassen die Ansprache des Gemeindeführers und das wohlmeinende Gutachten des Schulrates über sich ergehen. Jeder mißt's und erwägt's an seinen eigenen Verhältnissen, und solche, die's wahrlich gut haben, können sich in ihrem Sinn nicht dazu erschwingen, dies auch einem andern zu gönnen. Andere sind einsichtiger, vorab jene, welche die Not am eigenen Leibe kennen.

Es wäre wohl gegangen, wenn alles ruhig gewesen wäre. Die Hände der Zugewandten wären in den Hosentaschen verblieben, und ein kleines Mehr hätte zugestimmt. Aber da kommt einer und appelliert an die spottbillige Meinung, sich keine vermehrten Lasten aufzuladen. Der Nebenverdienst, aber nicht die aufreibende Arbeit, wird den Lehrern auf den Rappen ausgerechnet. Das zieht. Nun gibt's Leben. Es mögen der Herr Pfarrer und der Herr Schulrat reden, der Geist der Verneinung ist wachgerufen worden, und der übertönt

und überredet jede wohlgemeinte Widerlegung und jeden Appell an ein aufmunterndes, das Lehrerherz beglückendes Entgegenkommen.

Abstimmung . . .

Die Anwesenheit hat gesiegt . . .

Und nun verlassen die Männer die Kirche und kehren zum vollbesetzten Mittagstisch heim, in jenen Häusern, wo Schmalhans nicht täglicher Gast ist. —

Auch der kranke Lehrer im Lehnstuhl vernimmt den Ausgang der Gemeinde. Sein Gesicht wird noch fahler, und eine Träne tropft auf seine Hand.

Was der da wohl denkt?

Ihn bewegt nicht sein eigenes Schicksal. Er wird noch einige Wochen das lärgliche Gnadenbrot der Gemeinde essen. Dann steigt er in die Grube. Er weiß, es werden ihm viele dankbar sein und ihm ein frommes Gebet nicht versagen; das wiegt auch, wenn's auch von den Ärmsten im Tale kommt.

Die Träne gilt den Kollegen, die mit ihm und nach ihm wirken werden. Auch diese werden sich abmühen, krank und zu Tode arbeiten, dann sich müde hinlegen, — sterben, und — — den Dank des Volkes ernten . . .

Nochmals Besoldungsfragen.

Das mannhafte Wort, das vor einiger Zeit der Leitende Ausschuss des Vereins kath. Lehrer und Schulmänner an dieser Stelle zu gunsten einer anständigen Besoldung des Lehrstandes gesprochen, ruft einer Ergänzung zu gunsten eines Standes, der mit dem Lehrer in engen Beziehungen steht. Es ist dies der geistliche Stand, dessen Besoldungsverhältnisse ebenfalls vielfach total ungenügende, ja geradezu klägliche sind.

Schon vor dem Kriege hielten sich die Besoldungsansätze der kathol. Geistlichkeit im Vergleich zu andern Berufen mit akad. Studium in allerbescheidenstem Rahmen und genühten kaum zu einem standesgemäßen Leben. Denn, wenn auch die Sorge für eine Familie beim kathol. Geistlichen nicht in Frage kommt, so sind dafür Bedürfnisse anderer Art vorhanden, welche diesem Stande eigentümlich sind. Neben einem anständigen Lebensunterhalt stellen geistige Fortbildung, Wohltätigkeit und eine in unserm Stande traditionelle Gastfreund-

schaft ihre Anforderungen. Zudem hat mancher unserer Mitbrüder für alte und gebrechliche Eltern zu sorgen, die vielleicht alles für ihren Sohn aufgeopfert haben, oder es belasten ihn noch lange Jahre die Kosten des Studiums und der Einrichtung seines Haushaltes. Zudem wird auch der Geistliche einer vernünftigen Vorsorge für kranke und alte Tage nicht entbehren können.

Die Teuerung, welche infolge des Krieges und seiner Begleiterscheinungen einsetzte, fand also die Geistlichkeit zum größten Teil in einer materiellen Lage, die ihr nur das durchaus Notwendige bot, oft kaum dieses. Umso schwerer mußte sich ihr Druck fühlbar machen und umso dringender wäre ein rechtzeitiger und angemessener Ausgleich gewesen, sei es durch Erhöhung des Gehaltes, sei es durch Teuerungszulagen. Leider ließ dieser lange genug auf sich warten, wohl aus dem einfachen Grunde, weil der Geistliche der Hoffnung lebte, er müsse nicht wie andere Stände sein gutes Recht er-